**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 5 (1915)

**Heft:** 9

**Artikel:** Ueberblick über die Urgeschichte der Schweiz

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-634288

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 29.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

schaden, wenn du dir merkst, daß es auf der Welt noch mehr Züngler gibt, nicht nur diesen einen."

Er schlug mir nun vor, ich könnte, bis die ganze Gesellschaft zur Heimreise bereit sei, die paar hundert Schritte durchs Städtchen hinab auf die Rheinbrücke gehen und mir das große Wasser ansehen, was ich mir nicht zweimal sagen ließ. Ich schlenderte unter dem stolzen Torbogen durch, blickte an die hohen Häuser hinauf mit den alten Giebeln und wunderlichen Erkern und ärgerte mich daneben weidlich darüber, daß uns der Züngler über den Löffel barbiert hatte. Gewiß, ich hätte ihm auf die Finger sehen und ihn vor allen Leuten entlarven müssen. Allzuviel hatte ich nun wirklich auf dem Markte nicht genützt . . . .

Ich konnte den Aerger über mich selber erst los werden, als ich auf der gedeckten Rheinbrücke stand und durch die mittlere der bogenförmigen Wandluken stromaufwärts sah, während ich unter mir den gewaltigen Zug der drängenden Wasser fühlte. Der Anblick des breiten Stromes erfüllte mich mit nie gekannten Schauern. Ich hätte eine ganze Stunde, einen halben Tag lang auf der Brücke stehen und über die Balkenbrüstung hinweg in die geheimnisvolle, ziehende Tiefe hinabsehen mögen. — —

Während die glücklich wieder vereinigte Marktgesellschaft, noch um einige Glieder vermehrt, im Strahl der hohen Mittagssonne mit dem gekauften Vieh, eine richtige kleine Karawane, gemächlich von Dorf zu Dorf und über den Waldhang des Seerückens hinaufzog, gab es viel zu schwatzen und zu erzählen. Jeder hatte auf dem Markt oder im Wirtshaus irgend eine kleine Geschichte erlebt, oder einen guten Witz gehört, den er nun mit mehr oder weniger Geschick den Nachbarn zum besten geben wollte. Immer wieder wurde daneben die gekaufte Viehware taxiert und gegeneinander abgeschätzt, wobei jeder einzelne sichtlich bestrebt war, sein neues Eigentum und damit auch seine Eigenschaft als Viehkenner in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Auch unser Rotspiegel fand ungeteilte Anerkennung; besonders der Unterhofer rühmte an ihm das gute Gangwerk und den geraden Rücken. Wenn an so einem Ochsli kein Geld mehr zu verdienen sei, so sollte man das Viehhalten von Staats wegen verbieten, behauptete er.

Ich meinerseits war mit unserem künftigen Stall- und Hausgenossen bereits in ein kleines Freundschaftsverhältnis eingetreten und gab mir alle Mühe, mir sein Zutrauen zu erwerben, indem ich nicht nur mittels einer dicht belaubten Haselstaude das Bremsen- und Fliegenpack sorgfältig von ihm abhielt, sondern ihn auch in angelegentlicher Unterhaltung über das Fremdartige seiner neuen Umgebung aufklärte und jede Besorgnis, betreffend die nächste Zukunft, durch beruhigende Mitteilungen bei ihm zu zerstreuen suchte. Mein Vater wiederholte von Zeit zu Zeit die vergnügliche Bemerkung, zehn Fränklein sei schon allein das wert, daß das Stierli die Bremsen so gut leiden könne. —

Als wir am späten Nachmittag von Mutter und Geschwistern sehnlich erwartet, ein wenig müde und abgeschlagen, aber mit gutem Mut zu Hause ankamen, war das erste, was mein Vater tat, daß er dem Spiegel Joch und Geschirr auflegte und ihn an den unterm Scheunenvordach stehenden Gestellwagen spannte. Er zog die Hemmvorrichtung leicht an und fuhr die ziemlich steile Güterstraße hinan, die nach den Hausäckern hinaufführt.

Unser Ochse ließ sich wunderbar gut an. Er tat so gelassen und gleichgültig, als wenn es bis heute seine alltägliche Beschäftigung gewesen wäre, gebremste Wagen unsern Hausrain hinaufzuziehen. Ja, er machte sich so wenig aus der Arbeit, daß er sich so nebenbei an dem kurzen Grase gütlich zu tun suchte, das auf der wenig befahrenen Straße wuchs.

„Dieses hab' ich gerad' noch wissen wollen", sagte der Vater beim Ausspannen. „Jetzt weiß ich es. Das freut mich von allem am meisten, daß der Spiegel auch beim Schaffen kein bißchen nervös ist."

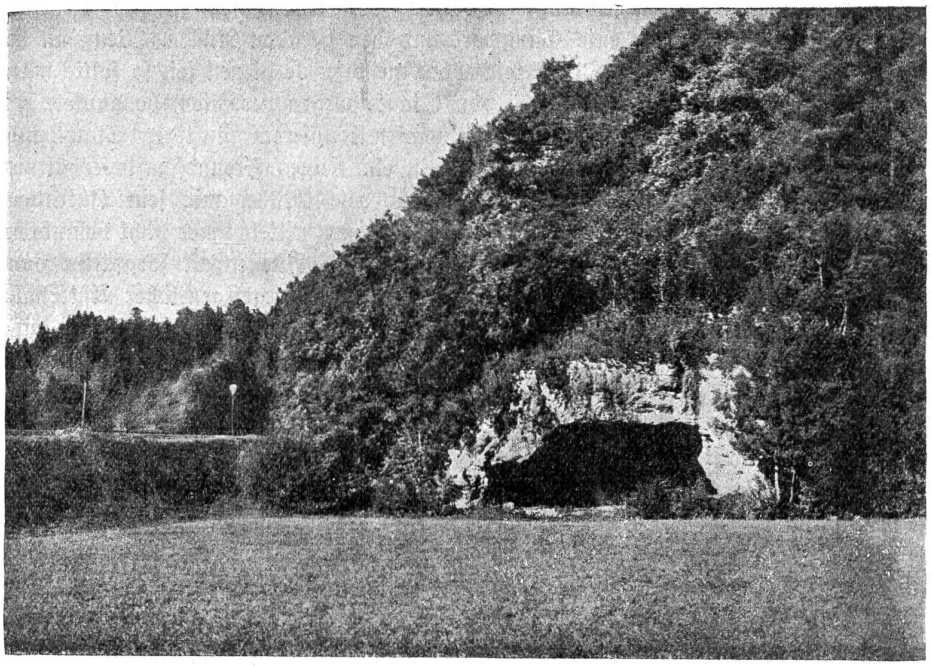
— Ende. —

# Ueberblick über die Urgeschichte der Schweiz.

Nur zaghaft folgen wir Laien dem Altertumsforscher in die düsterdunkle Urzeit der Menschheitsgeschichte nach. Wenn wir ein erstes Mal hinuntersteigen in die Tiefe dieses Wissensreiches, ist uns zu Mute, wie dem, der durch die dunklen Gänge eines Bergwerkes dem unsicheren Scheine einer Laterne folgt; links und rechts läßt uns die Lampe des Forschers die Dinge undeutlich erkennen; aber gleich daneben ist nachtschwarzes Dunkel, und zusammenhanglos starren uns die Tatsachen aus der Erinnerung als ebensoviele Rätsel und Probleme an. Gewiß, wer sich nach dem ersten Versuch das Urteil bildet, den wird es weiter nicht gelüsten, sich mit Urgeschichte zu befassen. Es kann einer aber auch durch das Geheimnisvolle dieses Studiengebietes just angelockt werden, und diese erste Exkursion mag in ihm den Willen stärken, den Dingen näher und nahe zu kommen. Das kommt eben auf die Veranlagung des Laien ab; aber gewiß auch auf den Führer, der ihn geleitet. — Wir sind in der glücklichen Lage, auf eine Publikation aufmerksam machen zu können, die uns als Führer in die Urgeschichte unseres Landes vorzüglich geeignet erscheint. Wir meinen die kurze „Einführung in die Vorgeschichte der Schweiz", des Berners Dr. Otto Tschumi und des Neuenburger Dr. Paul Vouga, die die Verfasser im Auftrage der schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte im Verlag A. Francke, Bern, soeben haben erscheinen lassen. Im übrigen sei hier auf die zusammenfassenden Arbeiten des kürzlich verstorbenen Appenzeller Archäologen J. Heierli als selbstverständliche Quelle des Urgeschichtsstudiums verwiesen. Einen ausgezeichneten Ueberblick über den derzeitigen Stand der Urgeschichtsforschung findet sich auch im Werke des Berner Professors A. Göldi, das in der letzten Nummer dieses Blattes besprochen wurde.

* * *

Aus dem Schulgeschichtsbuche ist uns die Einteilung der Urgeschichte der Schweiz in drei, resp. vier Epochen geläufig. Wir wissen: die ersten Menschen, die ihre Spuren in der Schweiz zurückgelassen haben, hausten vorzüglich in Höhlen und verfertigten und brauchten steinerne Werkzeuge und Waffen; wir nennen sie kurzweg die Höhlenbewohner und ihre Kultur die Steinzeit. In dem uns näher gelegenen Teil dieser Kulturepoche, in der sogenannten jüngeren Steinzeit, lebten die Menschen nicht mehr als Jäger und unter den primitivsten Kulturbedingungen in Höhlen, sondern in selbstgebauten Wohnungen, zumeist in Pfahlbauten auf seichten Mit-



Höhle zum Kesslerloch.

tellundseen und zwar als Ackerbauer und Viehzüchter. Auf die Steinzeit folgte die Bronzezeit. Diese Kulturepoche ist durch das Auftreten und Vorwalten der bronzenen Geräte und Waffen charakteristisch. Die Menschen wohnten noch immer als Pfahlbauer auf den Seen, aber sie sind in allen Dingen geschickter geworden, weil sie in der Bronze ein vorzügliches Material zur Anfertigung von allerlei Hülfsgeräten besaßen. Die Bronzezeit wiederum wurde abgelöst durch die sogenannte Eisenzeit, eine Kulturepoche, in der das Eisen als Material vorherrschte, die Menschen aber auf dem Lande angesiedelt waren. Wir lernten also das folgende Schema:

1. Epoche der Urgeschichte: die ältere Steinzeit,
2. „ „ „ : die jüngere Steinzeit,
3. „ „ „ : die Bronzezeit,
4. „ „ „ : die Eisenzeit.

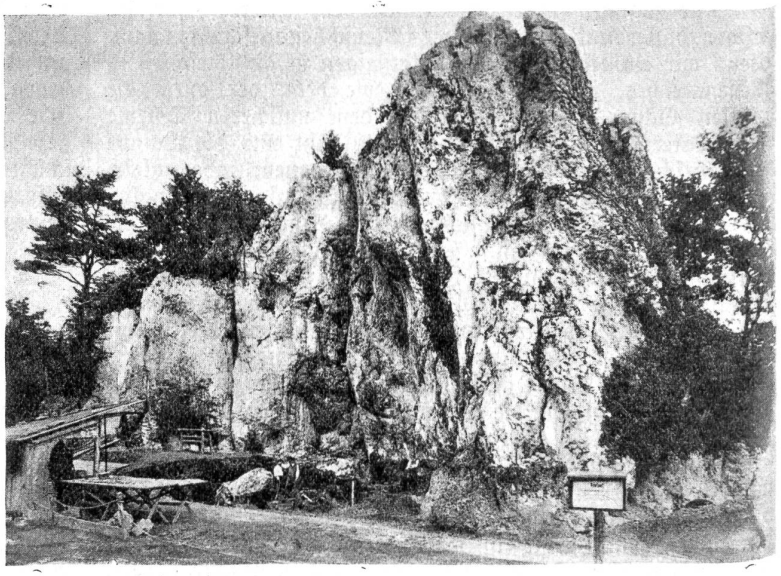
Die Urgeschichtsforschung ist verhältnismäßig sehr jung. Ein rascher Ueberblick, wobei wir die Probleme dieser Wissenschaft und ihre Lösung der Reihe nach, so wie sie sich der Menschheit und jedem Einzelnen in den Weg stellten und noch stellen, kennen lernen, mag uns am leichtesten über den Stoff unseres Themas orientieren.

Als man 1577 bei Reiden (Luzern) die ersten Mammutknochen fand, glaubte man, es handle sich um die vorweltlichen Riesenmenschen, von denen die Sagen berichteten. Und noch 1732 erklärte der berühmte Naturforscher J. J. Scheuchzer einen Schädel des Riesensalamanders, der in einem Steinbruch am Bodensee gefunden wurde, als den Schädel des Sintflutmenschen. Den Steinbeilen wies man mit dem Ausdruck „Donnerkeil" kosmischen Ursprung zu. Den großen Chronisten Tschudi und Stumpf waren die römischen Fundstätten wohl bekannt, aber noch am Anfang des 18. Jahrhunderts, nachdem die Fundstätten Aventicum (Avenches), Augusta Rauracorum (Basel-Augst) und Vindonissa (Windisch) längst ausführlich beschrieben waren, konnte man die Ansicht verfechten, daß diese (römischen) Gegenstände im Boden gewachsen seien. Mächtige Förderung erhielt die Altertumsforschung durch das Aufkommen der sog. „Kunst- und Raritätenkammern", die in Zürich und Basel und anderswo von reichen Kunst- und Geschichtsfreunden eingerichtet und dann mit den Stadtbibliotheken verschmolzen wurden. Hier wurden die Altertümer und merkwürdige Funde aufbewahrt und damit der späteren Forschung das Arbeitsmaterial geliefert.

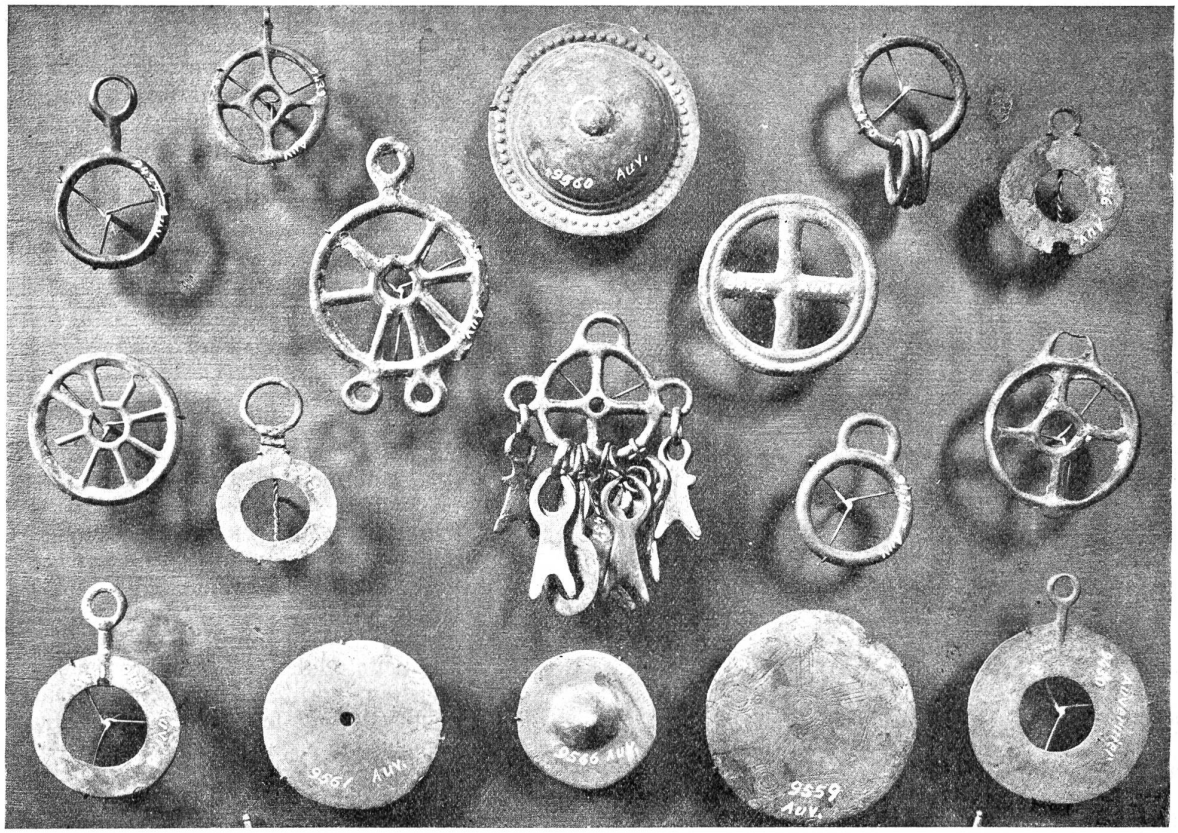
Im Jahre 1832 wurde in Zürich durch den Archäologen Dr. Ferdinand Keller die Antiquarische Gesellschaft gegründet, die sich der Erforschung der „Ueberreste aller Epochen der Vergangenheit" zum Ziele setzte. Diese Tat bedeutete einen Markstein in der Geschichte der Altertumsforschung. Nun wurden fleißig die römischen Inschriften entziffert und die Gräberfunde im Lande herum beschrieben. Aehnliche Gesellschaften wurden in der Westschweiz und in Basel gegründet. Zu der Zeit begann der Berner G. v. Bonnstetten Ausgrabungen zu veranstalten und den Grundstock zu der späteren antiquarischen Sammlung des Historischen Museums in Bern anzulegen. Gleichzeitig, 1850, schrieb Dr. A. Jahn sein Werk über die antiquarischen Forschungen im Kanton Bern.

Inzwischen war die Keltenfrage aufgetaucht, d. h. man fing an, zu unterscheiden, was römischen und nicht römischen Ursprungs sei, und die nicht römischen Funde erklärte man kurzweg als keltisch; erst später erkannte man, daß es sich hier nicht um Rassenprobleme handelte, sondern um Kulturprobleme schlechtweg, daß nicht die Träger der Kultur, sondern diese selbst zunächst die Hauptsache sei. Nordische Forscher fügten schon zwischen die Stein- und Eisenkulturstufe eine Bronzeepoche ein. Das war um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Da entdeckte 1854 der Zürcher Lehrer Joh. Aeppli in Obermeilen den ersten Pfahlbau in der Schweiz. Das gab der Forschung eine neue Wendung. In allen Hügellandsseen suchte und fand man nun Pfahlbautenüberreste. Ein riesiges Material wurde im Laufe der Jahre aus den über 200 Fundstellen zusammengetragen. Die Schweizerseen wurden berühmt durch ihre Pfahlbauten. Zahlreiche Forscher beteiligten sich an der Untersuchung der Seeboden und Seeufer: Keller, Messikommer, B. Schenk, Leiner in der Ostschweiz, Desor, Grangier, Schwab (der Gründer des Museum Schwab in Biel), Groß, E. v. Fellenberg usw.



Schweizersbild.

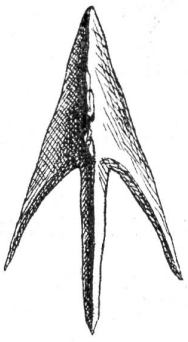


**Schmuck der Bronzezeit aus Auvenier.**

am Murten-, Neuenburger- und Bielersee, Troyon, Merlot und die beiden Forel am Genfersee.

Auch die kleinen Moräneseelein, der Moosseedorf-, Inkwiler- und Burgäschisee voran, machten von sich reden. Ersterer wurde vornehmlich von Dr. Uhlmann ausgebeutet.

Im Schlamme und in den Mooren dieser Seen waren nicht nur die Pfähle, sondern auch die aller erdenklichsten Gegenstände wie Knochen, Gerätschaften der Jagd, des Ackerbaues, des häuslichen Lebens, des Verkehrs konserviert worden; sie gaben dem rekonstruierenden Forscher ein ordentlich genaues Bild der ganzen Kulturepoche. Man unterschied zwei Arten von Pfahlbauten: sog. Packbauten, übereinander gelegte Floße, auf dem die Blockhütten ruhten, und Rostbauten, d. h. solche, bei denen die Hütten auf einem Balkenboden stunden, der auf eingerammten Pfählen errichtet war. Die Leute, die diese Hütten bewohnten,



**Bronzepfeilspitze aus Marbach** (St. Gallen)

**Bronzebeil aus Wallenstadt**

hielten Haustiere: Hund, Rind, Schwein, Schaf, Ziege; in der Bronzezeit kam das Pferd hinzu. An Getreide besaßen die Pfahlbauer schon in der Steinzeit zwei Arten Gerste, drei Sorten Weizen, Hirse und Fennich. Roggen wurde erst später bekannt. Auch Schmucksachen waren unter den Fundgegenständen und zwar recht zahlreich. Die Bronze verdanken die schweizerischen Pfahlbauer dem Handel. Dieses Metall, eine Legierung von 90 Teilen Kupfer und 10 Prozent Zinn, verstunden sie trefflich zu bearbeiten. Gewisse Gegenstände lassen schon eine eigentliche Industrie erkennen. Der Handel brachte auch Bernstein, sogar Glas und Gold ins Land.

Nun entdeckte man am Ausfluß der Zihl aus dem Neuenburgersee, bei La Tène, eine Fundstätte, die eiserne Gegenstände, namentlich Schwerter, aber auch Münzen, in großen Mengen enthielt. Die Kultur erschien identisch mit der der Fundstätte an der Tiefenau bei Bern, die man für ein helvetisches Schlachtfeld hielt, weil so viele Waffen zum Vorschein gekommen waren.

Die Gräberfunde bei Hallstatt in Oesterreich boten zu diesen eisenzeitlichen schweizerischen Funden ein treffliches Vergleichsmaterial. Man unterschied jetzt in der Eisenzeit eine ältere — die Hallstatt- und eine jüngere — die La Tène-Periode.

Mit den Gräberfunden wußte man lange Zeit nichts Rechtes anzufangen. Man hielt die Mehrzahl für keltisch. Erst mit den Resultaten der Pfahlbauforschung gewann man sichere Anhaltspunkte.

Inzwischen entdeckten die Gelehrten den Diluvialmenschen. Unter Diluvium versteht man die geologische Zeit, in der die Erdoberfläche durch periodische Vergletscherungen und im Gefolge davon mit großen Schuttablagerungen heimgesucht wurde. In Frankreich und in Deutschland (Neandertal 1860), später in Belgien und Kroatien, fand man die Spuren des Eiszeitmenschen. 1867 entdeckte man am Mont Salève bei Genf eine Höhle mit Ueberresten von ausgestorbenen und ausgewanderten Tieren und von Menschen. 1873 kamen die Funde im Keßlerloch bei Tayngen und 1891 die bei Schweizersbild im Kanton Schaffhausen dazu, und boten die fast lückenlosen Belege für die diluviale Fauna: Mamut, Höhlenbär, Urstier, dann Renntier, Elentier, Eisfuchs, Gemse, Murmel-

**Hockergräber von Chamblandes** (Waadt).

tier, Alpenhase und Mensch. (Die vollständigste Liste gibt Göldi im angeführten Werke; er bezeichnet auch die 55 Arten der Pfahlbauerfauna.)

Eine Entdeckung hat ganz besonders die Gelehrten beschäftigt: die Tierzeichnungen auf den Renntierknochen; man konnte fast nicht an die Kunstfertigkeit dieser Höhlenmenschen glauben. Das berühmte „weidende Renntier", das Prof. Dr. A. Heim mit eigener Hand aus der unverletzten Schicht herausgezogen, mußte die letzten Zweifel an der Echtheit dieser Zeichnungen beseitigen. Sie waren die untrüglichsten Beweise dafür, daß der Eiszeitmensch auch eine Kultur besaß und daß man die Kulturgeschichte der Menschheit mit ihm beginnen muß.

Die wissenschaftliche Forschung ist durch das Prinzip der Arbeitsteilung zu immer schärferen und wirksameren Forschungsmethoden gekommen. In die Erforschung einer Höhle, z. B. der Höhle beim Wildkirchli am Säntis droben, die den letzten großen Diluvialhöhlenfund der Schweiz lieferte, teilte sich der Archäolog mit dem Geolog, dem Zoolog und Antropolog und wie die „Logen", d. h. die Spezialisten der Wissenschaft alle heißen mögen. Das Resultat ist auch ein dementsprechendes.

Die Geologen unterscheiden nach Penck und Brückner vier Eiszeiten mit dazwischen liegenden eisfreien Epochen. (Günz-, Mindel-, Riß-, und Würm-Gletscherzeit). Das Wildkirchli, bezw. die dort gemachten Funde setzen sie in die 3. Zwischeneiszeit (Interglazialperiode), Keßlerloch und Schweizersbild in die Zeit nach der letzten Eiszeit (Postglazialperiode). Von hier an beginnt die eigentliche Steinzeit. Der Klimatolog und Botaniker sagt uns, daß der erste Mensch in der Schweiz erst in einer üppigen Waldlandschaft, später in einer Grassteppe gelebt hat, und der Zoolog fügt bei, daß das Mammut und das Rhinozeros, der Edelhirsch und der Höhlenbär seine vornehmsten Begleiter waren. Der spätere Mensch, der Keßlerloch-Mensch dagegen, sah sich von einer Tundra-Vegetation umgeben wie der heutige Lappländer, und er mußte sich mit der Gesellschaft des Renntieres und Auerochsen und Eisfuchses usw. begnügen.

In der Frage der relativen und absoluten Chronologie läßt der Archäolog den Geologen das entscheidende Wort sprechen. Namentlich wenn es sich darum handelt, die ungefähre Dauer der Eiszeiten und damit das Alter der Menschen und der Kulturepochen zu bestimmen. Nur ein Beispiel: Prof. Heim berechnete das ungefähre Volumen der jährlichen Anschwemmungen der Reuß und der Muotta und ihre gesamte Anschwemmung seit Beginn der Erosionstätigkeit. Durch Division erhält er das Alter von 16—23 000 Jahren für den Zeitraum von der letzten Eiszeit bis heute. Die postglazialen, die Renntiermenschen hätten also ungefähr vor 20 000 Jahren gelebt. Zu einer ähnlichen Zahl kam Professor Brückner durch Berechnung des Bödeli-Alluvions. Viel weiter zurück aber reicht der Neandertal-Mensch und noch weiter der kürzlich in Heidelberg entdeckte. Man darf sagen: das Menschengeschlecht hat ein ungefähres Alter von 100 000 Jahren.

Durch Vergleichung der Fundgegenstände aus verschiedenen Ländern ergibt sich oft das Alter dieser Gegenstände. Eine besondere Rolle spielt hierbei die Fibel, eine Art Sicherheitsnadel, die in Bronze- und Eisenzeitgräbern häufig gefunden wird. Man weiß, daß auch in Italien und Griechenland diese Fibeln als Schmuckgegenstände getragen wurden, und zwar waren zu Zeiten gewisse Formen gleichzeitig hier wie dort in der Mode. Darum unterscheidet der Kenner die Schlangenfibeln von der Paukenfibel, die Peschiera-Fibel von der Certosa-Fibel usw. Die griechische Kultur ist aber durch die früher entwickelte ägyptische Kultur ziemlich genau chronologisiert; und die griechische wiederum läßt die in der prähistorischen Schweiz annähernd genau bestimmen. Die Forscher setzen natürlich ihren Ehrgeiz darein, möglichst viele und möglichst chronologisch bezeichnete Epochen aufstellen zu können. So finden wir in der eingangs erwähnten Arbeit von O. Tschumi und P. Vouga die nachfolgende Chronologie und Epochebezeichnungen:

1. Die ältere Steinzeit oder das Paläolithikum: Die Zeit vor 6000 vor Chr.

Perioden: a) das Chelléen (erster Mensch); b) das Moustérien (Neandertalmensch, Wildkirchli); c) das Magdalénien (Cro-Magnon-Mensch, Keßlerloch, Schweizersbild, Mont Salève).

2. Die jüngere Steinzeit oder das Neolithikum: 6000—2500 vor Christus.

3. Die Bronzezeit: 2500—900 v. Chr.

4. Die Hallstatt- oder ältere Eisenzeit 900—400 vor Christus.

5. Die jüngere Eisenzeit oder Latènezeit: 400—50 vor Christus.

Die Urgeschichtsforschung ist heute in voller Blüte. Eine große Zahl Spezialschriften behandeln die einzelnen Epochen und Fundstellen. Fast kein Jahr vergeht, ohne daß neue Gräber aufgedeckt und neue Tatsachen zum Vorschein gekommen. In unser aller Erinnerung sind die prächtigen

Gräberfunde von Münsingen, die der Latène-Zeit angehören. In der archäologischen Abteilung unseres Historischen Museums sind schöne Beispiele davon zu sehen, wie diese Sammlung überhaupt eine der schönsten Urgeschichts-Kollektionen darstellt. Ihr Konservator, eben Herr Dr. O. Tschumi, und sein Freund Dr. Vouga haben in ihrer „Einführung" die neuesten Forschungsergebnisse in knapper, gedrängter Form verarbeitet. Ihr Büchlein sei hier warm empfohlen.

# Am versunkenen Pfahlbau.

Weiße Nebel brauten überm weiten,
Wellenspielbewegten Seegelände,
Kämpften lässig mit dem Strahl der Sonne,
Der sie sachte zu zerteilen strebte.
Ruhig wölbte sich des Himmels Bläue,
Und herüber aus der duft'gen Ferne
Grüßten leuchtend überm duft'gen Walde
Wohlbekannter Firnen Felsenhäupter.
Stille rings. Nur da und dort im Moorgrund
Leises Gurgeln, dann und wann im Schilfrohr
Eines Wasservogels scheues Huschen,
Eines Fröschleins selbstvergnügtes Quacken . . .

Wie geschah mir? Wo der Wind des Nebels
Weiche Falten wallend weggetrieben:
Pfahlwerk, Stamm bei Stamm, gerammt in Reihen;
Hütten ragten überm Wellengrunde,
Lehmverkittet blaßfarb Weidenflechtwerk,
Regengußverwaschne Binsendächer,
Wie des Bibers Bau der Flut entstiegen,
Haus bei Haus — ein ganzes trautes Dörflein!
Horch! Geplauder! Muntre Menschenrede!
Unverständlich fremde Rätsellaute!
Traun, wo heller dort die Sonne flimmert,
Sitzen bunt auf freiem Plankenvorbau —
Hält ein Traum die Sinne mir gefangen? —
Frau'n und Jungfrau'n, eine ganze Runde,
Ihre reichen, dunkeln Ringellocken
Um die Bronzenadel kühn geschwungen.
Flink, geschmeidig regten sich die Hände,
Spindelwirbelnd und Gewande wirkend,
Doch geschmeidiger noch die flinken Zungen,
Und die runden, sonngebräunten Arme
Prangten mit der Funkelzier der Spangen.
Jetzt erhob sich fremden Sangs Gesumme,
Melancholisch ernste Weisen schleifend.
Aber dann und wann der einen Blicke
Seh ich hin zum Nachbarhause gleiten,
Wo ein rüst'ger Mann, die Stirn im Schweiße,
Hoch sein Steinbeil hob, den Stamm behauend,
Eine Rotte loser junger Rangen
Sich am schwankenden Geländer tummelt,
Schlanke Mägdlein bei des Herdes Flamme
Schäkernd Früchte lösten aus den Hülsen,
Oft mit Erbsenwurf sich schelmisch neckend.
Plötzlich schweiften seewärts aller Augen,
Und ein Einbaum trieb entlang dem Strande,
Schwer ein Netz in seiner Furche schleppend.
Der die Ruder führte, grüßte schalkhaft,
Und der Jungfrau'n eine, hold errötend,
Sah sich von der andern neck'schen Worten
Wie mit wilden Röslein jäh beworfen;
Lachend blinkten blanker Zähne Reihen.
Wieder wandten rasch sich aller Blicke:
Aus dem dunkeln Tann am steilen Hange —
Männerruf und wilder Rüden Heulen,
Wuchtig übertönt von eines Bären
Markerschütternd schnarrendem Gebrumme!
Jetzt in eine sonnerhellte Lichtung
Traten fellvermummte Kraftgestalten,
Und der Petz erhob sich, aufrecht stand er —
Speerstoß! Wirrer Knäuel — und verblutend
Lag der Tiere Fürst in Farn und Riedgras,
Und die Jäger stapften wilden Tanzes
Lauthinhallend wirren Jubelreigen,
Und die Frauen standen an der Brüstung,
Grüßten in die Luft und schwenkten Tüchlein.

Doch was war das? . . . . Plötzlich übermächtig
Rasselnd Rauschen, langhinschrillend Pfeifen!
Durch die Ebne dort entlang dem Strande
Saust mit Wucht das rauchbemähnte Dampfroß;
Spielend schleppt's die lange Wagenreihe.
Wie ein Spuck ist all mein Traum zerflossen —
Pfahlbau, Frau'n und Jungfrau'n, Steinbeil, Einbaum,
Siegesreigen — alles flutversunken!
Nur wie weiland aus der duft'gen Ferne
Grüßten leuchtend überm dunkeln Walde
Wohlbekannter Firnen Felsenhäupter,
Und die Wellen plauderten wie vormals.

Joh. Howald.

# Kei Urloub isch o für öppis guet!

A dr Pouluschilche hets siebni gschlage. Di guldige Zeiger und Zahle-n-am Chilchezyt hei i dr Morgesunne glitzeret und eime fasch bländet. Dür d'Büehlschtraß hindere sy zwo schwarzi, verschpäteti Italjänerjumpfere beindlet, was gisch was hesch und wi-n-e Wätterleich ume Schtraßenegge verschwunde. Si hei dr große Fabrigg zuegschtüüret. D'Luft dertumenand het nach Schoggela gschmöckt.

Im Vorgärtli aber vomene-n-Egghuus am Büehlplatz, hei Rose-n-und Summervionli e herrliche Duft verbreitet. Uebere Tunahag, wo mit syne tuusig und tuusig fyngliderete Zweigli dr Schtraßeschtoub vom Gärtli abghalte het, isch es fründlechs Froueg sicht uftoucht und het mit erwartungsvolle-n-Ouge dür d'Schtraß abgluegt.

Es isch d'Frou Witzig gsy, e währschafti Frou i de Vierzge; si het uf ds Azeigerfroueli passet. — Sünsch het si de das nie im Bruuch gha, gwüß nid. — Drum isch o d'Frou Chläfiger, wo im erschte Schtock grad ds Bettzüüg unter ds Fänschter z'verlüfte ta het, ganz überno gsy. — „Guete Tag, Frou Witzig," rüeft si abe, „dir planget gwüß o uf d'Poscht? Die tuusigs Manne schrybe-n-eim e so lang nüt! Da chame daheim vor längi Zyt fasch vergah, derwyle daß di Schwärnöter sich amüsiere-n-und luschtig sy a dr Gränze." Dermit het si-n-es Hüli i ds Bettzüüg ydrückt und isch gmüetlech, wi zum Wytertamppe parat, über die polschtereti Fänschtersimse-n-usghanget.

Dr Frou Witzig het das nid i ds Chrätli paßt. — Es isch're plötzlich i Sinn cho, daß d'Lüt im Huus uf jedes Dingeli ufpasse und natürlich sofort öppis würde wittere, wenn si gsäche, daß si ufe-n-Azeiger gwartet het. Im Geischt het si scho alli drei Froue, vom Parter bis i ds Dritte, gseh mit em Azeiger a Chuchitisch sitze-n-und sueche, sueche-n-und ändlech uf das Inserat schtoße, wo si, d'Frou Witzig, geschter im Azeigerbüro ufgä het. — Nei, däne gibenis jitz nid z'merke — het si zue sich sälber gseit. Dr Frou Chläfiger het si fründlech gantwortet: si